

Maureen Junker-Kenny

...die im Abseits sieht man nicht.

Praktisch-Theologisches Projektseminar in einer Behinderteneinrichtung

Der folgende Bericht beschreibt die Lernchancen und Einsichten, die sich in einem Hauptseminar "vor Ort" ergaben und auch nur dort zu gewinnen waren: zur Ermunterung für alle Lehrveranstalter/innen, sich einmal wieder außerhalb der eigenen Campusmauern und Grüngürtel zu begeben, Berührungsängste einzugestehen und anzugehen und sich vom Berufswissen, dem menschlichen Profil und der Lebenseinsicht derer weiterbilden zu lassen, die ein Leben an der Seite der Schwachen gewählt haben. Ein "Abseits" von den Umtrieben der Normalgesellschaft und vom Machtkommerz der Starken, das beides bedeutet: Ausgrenzung und Wahrnehmungsverweigerung von seiten des "Zentrums", aber auch einen Raum des Lebens, in dem die Norm des Perfekten infrage gestellt und die Wirklichkeit menschlicher Unvollkommenheit zugestanden wird.

So sind im Februar 1991 Studierende der Praktischen Theologie an der Universität Tübingen 160 km weit in Richtung Bodensee gezogen, um sich aus der Praxiserfahrung der Arbeit der großen katholischen Behinderteneinrichtung Stiftung Liebenau in einem einwöchigen Kompaktseminar unter der Leitung von Prof. Dr. N. Greinacher mit der Herausforderung auseinanderzusetzen, die geistig behinderte Menschen für Gesellschaft und Kirche, Ethik und Theologie darstellen.

1 Universität und Praxis

Was sonst die Chance der ersten, theoretischen Ausbildungsphase an der Universität ausmacht, daß ein Fach seine Fragestellungen nicht sogleich im Dienst von Verwertungsinteressen, sondern zunächst in eigener Logik verfolgen kann, das führt in den praktischen Wissenschaften wie Pädagogik und Praktischer Theologie zu einer charakteristischen Spannung: Konkrete Handlungsfelder lassen sich theoretisch erst dann richtig erfassen, wenn man sie auch beschreitet, d.h. wenn sich Primärerfahrung und theoretische Erarbeitung miteinander verbinden. Bei aller Souveränität der eigenen Problemdefinition ist in diesen Disziplinen also schon theoretisch das Ungenügen eines ausschließlich theoretischen Zugangs klar.

2 Der Seminarverlauf: Hospitation, Interdisziplinäre Referate, Expertengespräche

Die Woche bestand aus einer ganztägigen Hospitation in Wohngruppen, in denen jeweils acht bis zehn behinderte Menschen leben, aus der Diskussion der im Laufe des Wintersemesters vorab erarbeiteten Referate und aus Gesprächen mit Mitarbeiter/innen verschiedener Bereiche und Ebenen. Zu den noch praxisfern vorbereiteten Themen gehörten: Das neue Pflegeschaftsgesetz, sozialpsychologische, politische und wirtschaftliche Aspekte behinderten Menschseins, Konzeptionen der Betreuung in Großeinrichtungen und kleinen Gemeinschaften, die berufliche Situation der Mitarbeiter/innen, Anfragen an das Menschenbild in Philosophie, Theologie und Gesellschaft sowie die Möglichkeiten der Glaubensgestaltung mit geistig behinderten Menschen.

Für alles weitere prägend waren die Erfahrungen des ersten Tages in den Gruppen: die Begegnung mit lern- und leichtbehinderten, mehrfach und schwerbehinderten Jugendlichen und Erwachsenen – darunter Überlebende der Euthanasieaktion von 1940, der auch in Liebenau 510 Bewohner zum Opfer fielen. Die Teilnahme an ihrem Tagesablauf und an der Arbeit der Betreuer/innen lieferte einen Erfahrungshintergrund, auf dem die sonst abstrakten Alternativen Integration oder Isolation, Selbstbestimmung oder schützende Begleitung im Bewußtsein praktischer Verantwortung diskutiert werden konnten.

Der zweite Tag war ganz dafür freigehalten, die nachhaltigen Eindrücke des ersten einander mitzuteilen und, soweit im Gespräch möglich, aufzuarbeiten: die freundliche Aufnahme, aber auch die selbst erfahrene Hilflosigkeit vor autistisch oder autoaggressiv Gefährdeten, das Staunen über die Verständigungsmöglichkeiten der Betreuer mit Personen, die kein Wort reden können, die Evidenz, die in dem von Konventionen unbehinderten Ausdruck des Glücks, des Leids und des Interesses von geistig behinderten Menschen lag. Aus den vielfältigen Anforderungen an die Betreuer(innen) war allen deutlich geworden, welche praktische Relevanz theoretische Fragen im beruflichen Alltag haben. Was die Studierenden aus der juristischen, psychologischen und religionspädagogischen Literatur selbst erarbeitet hatten, konnten sie an ihrer eigenen praktischen Erfahrung und in Expertengesprächen überprüfen. Die Begegnungen der folgenden Tage mit den kompetenten und engagierten Mitarbeiter/innen aus den Wohngruppen, der Wohnheimleitung, aus dem psychologischen, dem pastoralen und dem Verwaltungsdienst und mit dem Leiter der Einrichtung, Monsignore N. Huber, öffnete mit der Einsicht in die verschiedenen Perspektiven und die entsprechenden Reibungsflächen zugleich den Blick dafür, welch komplexes Zusammenspiel das Funktionieren einer

solchen Einrichtung ermöglicht. Die größte Motivationskraft lag dabei in der beispielgebenden Berufsausübung der professionellen Helfer.

3 Lernen am Beispiel der heilpädagogischen Mitarbeiter/innen

Was bei den hauptberuflichen Mitarbeiter/innen besonders beeindruckte, waren das Gespür und das Urteilsvermögen, mit dem sie auch in brisanten Situationen ihre theoretischen und praktischen Kompetenzen einbringen konnten. Über medizinische und psychiatrische Kenntnisse hinaus kommt es in der Alltagsgestaltung auf Einfühlungsbereitschaft und Beobachtungsgabe an. Zur Entschlüsselungs- und Kommunikationsfähigkeit hinzu kommen Haltungen, die kaum anzulernen sein dürften, sondern wohl schon Voraussetzung einer solchen Berufswahl sind: eine hohe ethische Motivation im Bewußtsein der Gefahr des eigenen Machtmißbrauchs und nicht zuletzt Ausdauer und Kraft zur Hoffnung bei den nicht seltenen Rückfällen und dem fortschreitenden Abbau mühsam gelernter Fähigkeiten bei Gruppenmitgliedern, um die man sich sehr gekümmert hatte.

Dem hohen Bedarf an persönlicher Belastbarkeit, Teamfähigkeit und den genannten übrigen "Idealmerkmalen" stehen schlechte Bezahlung und geringe Aufstiegschancen gegenüber. Das Stichwort "Pflegenotstand", bezeichnenderweise aus der Perspektive der Hilfsempfänger formuliert, bedeutet in erster Linie einen Notstand der Pflegenden. Wenn zu einem solch schweren, emotional beanspruchenden Dienst auch noch Probleme kommen, mit dem Team einen übereinstimmenden Arbeitsansatz zu finden sowie das Gefühl, von der Leitungsebene nicht genug anerkannt oder wahrgenommen zu werden, dann wird es schwer, die persönliche Motivation zu diesem Beruf aufrechtzuerhalten. Eine weitere Spannung ergibt sich aus der Dynamik der segmentierten, mobilen Bildungsgesellschaft: Auf der einen Seite erfahren die in dieser Arbeit Engagierten täglich, daß die Kontinuität der Bezugspersonen eine Grundbedingung für das Wohlbefinden und die Entwicklungsmöglichkeiten geistig behinderter Menschen darstellt; auf der anderen Seite erleben sie die strukturelle Notwendigkeit, ihre Lebensphasen zu planen, die Anforderungen aus Beruf und Familie auszubalancieren und, zumal bei Berufstätigkeit des Partners, Ortsveränderungen nicht ausschließen zu können.

Wenn die Studierenden die Mitarbeiter nach Arbeitskonflikten und ihrer Motivation zu der Entscheidung fragten, geistig behinderten Menschen Lebens-Partner zu sein, dann spielten dabei auch Überlegungen mit, in welchen Bereich sie selbst einmal ihre Fähigkeiten einbrin-

gen wollen. Dabei wurde der Eindruck, daß in dieser Arbeit – durchaus im Kontrast zur Universität – die eigene Person zählt und nicht nur die angepaßte Intelligenz gefragt ist, zu einem unverhofften positiven Kriterium.

4 Gesamtbilanz: Lebendiges Lernen und Anfragen an Kirchen, Gesellschaft und Universität

Die Absicht, in einen konkreten Bereich kirchlichen Handelns exemplarisch einzuführen, ließ sich vor Ort wohl deshalb so gut verwirklichen, weil die Praxiserfahrung lebendiges Lernen ermöglichte. Die Aussage eines Studenten, er sei "noch nie so angesprochen gewesen, mitzudenken", zeigt, welche Motivationskraft die Teilnahme an einer Praxis freisetzt, in der man unvermeidlich als Person gefragt ist.

Zum einen kann ein solches Projektseminar also gerade das Interesse am weiteren Studium theoretischer Fragen steigern: Die Wichtigkeit fundierter sozialwissenschaftlicher, medizinischer und psychologischer Kenntnisse leuchtete im heilpädagogischen Alltag unmittelbar ein. Offensichtlich wurde aber ebenso die Bedeutung argumentativer Kompetenz angesichts der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen solcher Arbeit: der sozialpolitischen Verteilungskämpfe und einer Euthanasiedebatte, in der das Lebensrecht behinderter Menschen (vgl. v.a. P. Singer, Praktische Ethik) erneut in Frage gestellt wird. Zum anderen bietet ein solches Projektseminar Gelegenheit zu Erfahrungen, Einsichten und Anfragen, die in Hörsaal und Bibliothek weder zu gewinnen noch zu beantworten sind.

Die offenen Fragen lassen sich zum Teil als Appell weitergeben: Angesichts des Dilemmas, daß die Kirchen mit so notwendigen schützenden Einrichtungen wie Liebenau zugleich die Abwehr und das Desinteresse der Gesellschaft an der Integration behinderter Menschen schützen, sind zumal die Gemeinden, aber auch die einzelnen aufgerufen, praktischen Beistand zu leisten: z.B. die Isolation von Familien mit behinderten Kindern zu durchbrechen oder sich in der Gründung der vom neuen Pflegschaftsrecht geforderten Betreuungsvereine, in denen sich öffentliche Verantwortung mit persönlicher Zuwendung verbindet, zu engagieren.

Anfragen stellen sich vor allem an die Werteskala der deutschen Gesellschaft (deren Reduktion des Begriffs vom Menschen auch anderswo, z.B. in der Minderbewertung von Familienarbeit gegen güterproduzierende Arbeit, sichtbar wird). Was verliert die Leistungsgesellschaft, wenn sie die Spontaneität und Kommunikationsbereitschaft

geistig behinderter Menschen ebenso von sich fernhält wie die Erinnerung, welche Evidenz das verlässliche, geduldige Eingehen auf menschliche Grundbedürfnisse hat? Welche Lernchancen verbaut sie auch sich selbst dadurch, daß sie die 5,13 Mio. schwer behinderter Mitbürger allein in der ehemaligen Bundesrepublik (Stand: Ende 1987) nicht sichtbarer in ihr Leben einbezieht? Von welchem Bezugsrahmen her pflegt sie Ziele wie "Verantwortung", "Leistung", "Erfolg", "Kompetenz", "Zuverlässigkeit", "Ausdauer" zu definieren? Der Umgang einer Gesellschaft mit ihren behinderten Mitbürgern ist in jedem Fall ein Testfall ihrer Humanität, d.h. ihrer ethischen Selbstverständigung und ihrer menschlichen Lebensqualität.

Für den universitären Lehrbetrieb ergibt sich der Wunsch, mit zahlreichen und vielfältigeren Angeboten einen Studienstil zu fördern, in dem Studierende ihre Fähigkeiten zur Wahrnehmung und Kommunikation, Selbstreflexion und Argumentation zugunsten der Menschen ausbilden können, die von Natur und Gesellschaft benachteiligt sind.

Wer sich für den Seminarplan, die Literaturliste oder den Reader mit den von den Studierenden erarbeiteten Referaten interessiert, möge sich bitte an folgende Adresse wenden:

Dr. Maureen Junker-Kenny
Abteilung für Praktische Theologie/
Lehrstuhl Prof. Dr. N. Greinacher
Hölderlinstr. 29
D-7400 Tübingen